

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ

Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich

Band: - (1995-1996)

Heft: 1

Artikel: Welches Unrecht? Welche Frauen? Welche Gesellschaft? : Christina Thürmer-Rohr zur Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht

Autor: Thürmer-Rohr, Christina

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Christina Thürmer-Rohr zur Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht

Auch wenn von einer Frauenbewegung kaum noch gesprochen werden kann, ist unter Frauen ein kleinster gemeinsamer Nenner vorhanden: das Bewusstsein einer ungerechten Geschlechterordnung. Könnte das Festhalten an unterstellten Gemeinsamkeiten ein politisches Handeln behindern statt fördern? Christina Thürmer-Rohr sprach in Bern zur Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht.

Von Christina Thürmer-Rohr *

Neben dem traditionellen liberalen Feminismus, der von der Gleichheit der Geschlechter ausgeht, und einem gynozentrischen Feminismus, der die grundlegende Ungleichheit der Geschlechter behauptet, existiert heute die dekonstruktivistische, postmoderne Position. Sie bestreitet, dass die Kategorie Geschlecht überhaupt irgendeine Gemeinsamkeit, eine Geschlechtsidentität stifte, bestreitet, dass «Geschlecht» also zwei grosse Einheiten bilde, nach denen Menschen überhaupt sinnvoll klassifiziert werden können. Die Klassifizierung in zwei Geschlechter ist demnach nicht Abbild von Natur, sondern Ergebnis eines Herrschaftsprozesses und durch nichts anderes als durch Herrschaft zu legitimieren. Das Raster «männlich – weiblich» und die Tatsache, dass Frauen und Männer faktisch verschieden sind bzw. genötigt werden, verschieden zu sein, verraten nichts anderes als einen kulturellen Herstellungsakt, der eine lange Geschichte der Über- und Unterordnung abbildet, einen historischen Gewaltakt. Geschlecht ist ein Konstrukt. Und die Geschlechtereinheiten, die das Konstrukt tatsächlich produziert oder zu produzieren scheint, müssen demontiert, konterkariert, dekonstruiert werden, die Herstellungsverfahren als Herrschaftsakte vorgeführt und entlarvt werden. Geschlecht ist eine aufzulösende Kategorie.

Diese Ansätze irritieren die gewohnte Geschlechterordnung. Sie stören die alte feministische Vorstellung, dass die Grenzen der politischen und persönlichen Gegnerschaften durchs Geschlecht gesetzt seien. Sie lösen die heillose Fixierung an alle ordnungsschaffenden Typisierungen auf. Sie führen damit auch zu keinen übersichtlichen, leicht handhab- und umsetzbaren Konsequenzen. Die Kritik richtet sich gegen eine Übereinkunft, die sich verführen lässt, die hergestellte Differenz zwischen den Geschlechtern mit einer essentiellen Differenz zu verwechseln. Mit dieser Verwechslung werden die real vorfindbaren polaren Unterschiede «männlich – weiblich» nicht mehr als Herrschaftsergebnisse deutlich gemacht. Das gewaltsame Klassifikationsprodukt wird vielmehr angenommen, wird als Essential kultiviert. Die Kategorie «Frauen» oder «Weiblichkeit» kann eigentlich nur als provokativer Hinweis auf eine historische Geschlechtskrankheit, einen willkürlichen Geschlechterentwurf und eine diesem Entwurf

entsprechende gemeinsame Unterdrückungsgeschichte gemeint sein. Wenn sie aber zur Akzeptanz einer tatsächlichen Einheit «Frauen» wird, die sich von einer Einheit «Männer» wirklich und essentiell unterscheiden soll, dann wird das Konstrukt auch mit feministischer Hilfe immer wieder neu erzeugt, dramatisiert, belebt. Die heterosexuelle Matrix wird ununterbrochen reproduziert, das Gefängnis des Geschlechts ständig neu geschaffen. Geschlecht ist aber nicht etwas, was wir haben und sind, sondern etwas, was wir tun.¹

Keine Zwei-, sondern Vielgeschlechtlichkeit

Die Frage nach dem Geschlecht und der Differenz zwischen den Geschlechtern wird in diesem Ansatz weitgehend gegenstandslos bzw. sie verliert ihren alten zentralen Stellenwert. Denn diese Frage setzt bereits ein klassifizierendes Denken voraus, das selbst ins Zentrum der Kritik geraten, also selbst Ausdruck des Herrschaftsaktes ist. Die Rede vom Geschlecht setzt etwas voraus, das nicht substantiell existiert. Und so gäbe es auch keinen Grund mehr anzunehmen, dass das Konstrukt «Männer» ausschliesslich dem männlichen Körper zukommt oder die Kategorie «Frauen» und «Weiblichkeit» nur dem weiblichen Körper.² In den Mittelpunkt gerät jetzt die Differenz unter Frauen, die Differenz also innerhalb dieser konstruierten Scheineinheit, die Demontage dieser eingebildeten Einheit. Es gibt keine Zweigeschlechtlichkeit, sondern Vielgeschlechtlichkeit und es gibt sovieler Identitäten, wie es Frauen gibt. Die These lautet, dass jeder Versuch, der Kategorie «Frauen» einen universellen oder spezifischen Gehalt zuzuweisen, gerade nicht das schafft, was sie garantieren will, nämlich Solidarität, sondern zwangsläufig Zersplitterung.³ Das bedeutet nicht, dass wir den Terminus «Frauen» nicht verwenden dürfen oder dass wir den Tod dieser Kategorie verkünden müssten. Aber ginge der Feminismus davon aus, dass die Kategorie «Frauen» nichts Feststehendes bezeichnet, sondern ein unabsehbares Feld von Differenzen, dann würde sich dieser Terminus in einen Schauplatz ständiger Offenheit und Umdeutbarkeit verwandeln. Die Risse zwischen den verschiedenen Frauen werden damit zur Möglichkeit, das Konstruierte der Kategorie «Frauen» zu erkennen, statt sie retten zu wollen. Damit wären neue und unbekannte Handlungsfähigkeiten zu gewinnen. Die ständige Spaltung sollte also als Grundlage feministischer Theorie bejaht werden.

Denken der Differenz contra Herrschaft

Ich fühle mich der postmodernen «Schule» und dem mit ihr verbundenen Jargon nicht verpflichtet. Aber ich möchte mich auf den Differenzgedanken einlassen. Denken der Differenz heisst, Einheiten und Identitäten auflösen, die immer ausschliessenden und keineswegs nur beschreibenden Charakter haben (Nation, Volk, Rasse, Geschlecht etc.). Es ist antiherrschaftlich, zerstreud, anspruchslos, nicht expansiv, es destabilisiert eine Ordnung, auf die jede Herrschaft über Andere angewiesen ist. Das Denken der Differenz ist für eine feministische Reflexion nur dann zugänglich zu machen, wenn wir, Frauen der westlichen Welt, uns nicht nur als Beschädigte patriarchaler Gewalt und als Benachteiligte patriarchaler Dominanz begreifen, sondern als Mitglieder einer Kultur, an deren Herrschaftspraktiken auch wir mitagieren. Die grundlegende Herrschaftskritik trifft somit auch uns. Denken der Differenz ist kein Denken aus der Position von Opfern. Es ist eine Position aus der Perspektive derjenigen, die sich auch selbst als Herrschaftsträgerinnen und -mitträgerinnen erkennen, eingebunden in die Dominanzkultur, selbst an ihr mitwirken, selbst von ihr profitieren, selbst den Mythen anheimfallen. Das Denken der Differenz ist somit ein Versuch, die Dekonstruktion von Herrschaftsdenken selber in auflösenden und in sehr zurückgenommenen Denk- und Handlungsweisen praktizieren zu wollen.

Daraus ergeben sich eine Reihe von Fragen an die gegenwärtige feministische Theorie und Politik. Die wesentliche Frage betrifft das Verständnis von Herrschaft. Ich gehe davon aus, dass feministische Kritik Herrschaftskritik bedeutet. Was aber wird im traditionellen Feminismus unter Herrschaft verstanden? Die feministische Kritik war angetreten, die Männerherrschaft zurückzuweisen. Es ist eine Kritik an Unterdrückungen und Erniedrigungen, mit der ein Geschlecht, das männliche, in einem langen historischen Prozess und mit Erfolg das andere, das weibliche, an den Rand zu drängen, auszunutzen, zu funktionalisieren und kleinzuhalten versuchte. Der Akzent dieser Kritik liegt auf dem sexistischen Anteil der Herrschaft, und diese Kritik ist weder überholt noch steht sie in irgendeiner Weise in Frage. Aber die Herrschaft, die das Organisationsprinzip der patriarchalen Moderne⁴ ausmacht, ist nicht nur im Verhältnis Mann-Frau lokalisiert, erst recht nicht nur in dem Verhältnis weisser Mann – weisse Frau, Mittelschichts-



Wer Selbstverständliches in Frage stellt, muss fremd sein wollen.

Foto: Nadja Athanasiou

mann – Mittelschichtsfrau. Sie hat nicht nur die Unterdrückung von Frauen zum Ziel. Sie zeigt sich in allen materiellen, ideologischen, wissenschaftlichen, technologischen, ästhetischen, sprachlichen, psychischen Ausdrucksformen westlicher Kultur, die auf einer «männlichen Monokultur» basiert. Die Ideologie vom unendlichen Wirtschaftswachstum, das Verhältnis zur Natur als Objekt der Ausbeutung, die Entwicklung von Waffen- und Grossforschungssystemen, das Verhältnis zu sogenannten unterentwickelten Ländern als Kolonien der Bereicherung, schliesslich das Verhältnis zu den Frauen als Objekten der Diskriminierung sind Ausdruck des historischen Alleingangs eines Geschlechts und Ausdruck einer Geschlechterkonstruktion, die dieses

eine Geschlecht zum Subjekt der Geschichte autorisiert hat. Diese moderne Herrschaft basiert im wesentlichen auf drei grossen Fundamenten: Auf sexistischer, rassistischer und kapitalistischer Ideologie und Praxis.

Frauen: Beherrschtsein und Herrschen

Deren Ausführende können wir nicht bequemerweise in irgendeiner Zentrale oder einfach «oben» bei «den Herrschenden» lokalisieren. Die Praktiken, mit denen die Kultur innerhalb und ausserhalb der eigenen Grenzen Andere unterwirft, ausnimmt und stigmatisiert, sind in das Selbstverständnis der Kulturangehörigen eingegangen. Sie realisieren sich nicht nur in den politischen und ökonomischen Makrostrategien, sondern in den Mikrotechniken von

Hinz und Kunz, von jedermann und jederfrau. Die Ansprüche der westlichen Dominanzkultur, ihre Vorteile und Schäden, sind nicht mehr klassen- und geschlechtssauber zugeteilt. Auch Frauen machen an fast jedem gesellschaftlichen Ort die Doppelerfahrung, von Schäden bedroht zu sein und an der Schadensverursachung mitzuwirken oder eigenen Nutzen am Schaden Anderer zu erwirken. Frauen sind Unterworfenen, Teilhabende, Ausführende zugleich, Benachteiligte und Komplizin in einer Person.

Wenn wir diesen Ausgangspunkt akzeptieren, dann bedeutet das, dass feministischer Protest sich nicht nur auf die Taten und Handlungen richten kann, die uns selbst treffen, sondern ebenso auf diejenigen, an denen wir

Welches Unrecht? Welche Frauen? Welche Gesellschaft?

selbst bzw. die eigene Kultur beteiligt sind, und die Andere treffen. Damit stellt sich die Eindeutigkeit feministischer Unrechtsordnung in Frage, die immer eindeutige Täter und Opfer zu kennen meinte. In Frage stellen sich jene Generalisierungen und Totalisierungen, mit denen die Schmerzen, die die Geschlechterpraxis verursacht, zum Massstab für Schmerzen überhaupt werden. In Frage stellt sich auch die Bedeutung der Eigenerfahrung und des Eigeninteresses. Denn nur wer sich eindeutig auf der Seite der Unrechterleidenden ortet, gewinnt auch das moralische Recht, dem Eigeninteresse bedingungslos Vorrang und höchste politische Würde zu verleihen.

Feminismus braucht neues Unrechtsbewusstsein

In Frage stellt sich vor allem jene feministische Norm, Frauen als die Anderen zu kennzeichnen, «die Frau» als das Andere des Mannes, das Weibliche als das Andere des Männlichen, als das diskriminierte, randständige, abgewertete andere Geschlecht. Die Anderen, das sind im Feminismus wir Frauen, gemeint als Anklage oder gesagt im Stolz. Nun betrifft aber die Logik des Patriarchats der Moderne nicht nur das Geschlechterverhältnis. Das Ernstnehmen dieser Einsicht heisst, dass der Gegenstand feministischer Kritik dieses System ist, die Handlungen aller Mitagierenden an diesem System, dem modernen westlichen Gesellschaften. Feminismus heisst damit Gesellschaftskritik. Gegenstand feministischer Theorie und Politik ist nicht nur die Frau als Objekt der Diskriminierung, sondern ebenso die westliche, weisse, christliche Kultur als Subjekt der Diskriminierung Anderer, das heisst derjenigen, die von dieser Kultur als Andere konstruiert werden. Aus diesem Verhältnis der westlichen Moderne zu den von ihr definierten Anderen können westliche Frauen sich nicht länger als die Anderen herausdefinieren. Im Verhältnis zu den Anderen der eigenen Kultur gibt es wohl wenige Beispiele für einen durchschlagenden qualitativen Geschlechterunterschied. Rassistische und klassistische Ideologie ist nicht nur eine Herrschaftspraxis der Männer. Ein Feminismus, der die Herrschaftsnormen durchbrechen will, müsste für ein anderes Unrechtsbewusstsein eintreten.

Die Überwindung eines antisexistisch verengten Unrechtsverständnisses würde eine bewusste Umorientierung vom Problem-Haben

zum Problem-Sein (nämlich für Andere) bedeuten. Mit einem Denken, das die gewohnten Koordinatensysteme männlich-weiblich nicht nur gleich- oder umwerten will, sondern der Kategorie Geschlecht die klassifikatorische Relevanz überhaupt abspricht, wäre die (weisse, westliche) Frau nicht mehr die eindeutig Andere. Andere wäre sie allenfalls unter allen Anderen, ohne festen Platz und vertrauten sozialen Ort. Das Anderssein verlöre seine

stigmatisierende Bedeutung, wenn alle sich als Fremde erkennen und wenn das Andere auch zum Anderen in uns würde, zum Uneigenen, das jedes Subjekt ausserhalb von sich selbst und in sich selbst respektieren müsste – eine Form von Freiheit.

Neue, wechselnde Bündnisse

Es wird immer wieder gesagt, postmodernes Denken gebe die normative Seite des Femi-

«Ein Feminismus, der die Herrschaftsformen durchbrechen will, müsste für ein anderes Unrechtsbewusstsein eintreten»,
sagt Christina Thürmer-Rohr.

In Ihrem neuen Buch «Verlorene Narrenfreiheit» macht sie sich vertieft Gedanken zum Unrechtsbewusstsein. Hier einige Auszüge:

«Unrechtsbewusstsein heisst, die Legitimität von Diskriminierung und Gewalt zu bezweifeln. (...) Gewalt und Unrecht gegen wen? Diese Frage führt zu drei unterschiedlichen Aspekten des Unrechtsbewusstseins: dem selbst erlittenen Unrecht, dem von Anderen erlittenen Unrecht und dem selbst angerichteten Unrecht. (...)

Die erste Form des Unrechtsbewusstseins bezieht sich auf eine Gewalt, die mir oder uns und unseresgleichen angetan wird. Die grossen sozialen und politischen Bewegungen sind getragen von diesem Unrechtsbewusstsein der Betroffenen. Die Eindeutigkeit dieser Gegnerschaft, die Eindeutigkeit von Ursache und Wirkung der Uebel erleichtern die eindeutige Lokalisierung von Opfern und Tätern. (...) Eine zweite Form des Unrechtsbewusstseins bezieht sich auf die Gewalt, die anderen Personen bzw. anderen sozialen, ethnischen etc. Gruppen zugefügt wird. (...) Ein Unrechtsbewusstsein aus der Perspektive Nicht-Betroffener setzt voraus, Situationen, in denen ich mich nicht befinde, nachzuvollziehen (...). Es verlangt ein von sich selbst abstrahierendes Interesse an der Integrität Anderer, auch das Interesse, dass eine Moral wirksam und eine Politik real werden, die die Mitlebenden als gleichwertige berücksichtigen und vor Verlet-

zungen schützen. (...) Die Fragen der persönlichen und politischen Moral stellen sich überhaupt erst im Verhältnis zu den Anderen: Fragen nach den Bedingungen sozialer Indifferenz und politischer Gleichgültigkeit, des Mitgefühls und der politischen Solidarität. Setzt die Überwindung der sozialen Anästhesie die Gleichheit der Erfahrung voraus, die Aktivierung von Parallelen: Das kenne ich/das kennen wir auch; das könnte mir/uns auch passieren? (...) Ist ein Bewusstseinswandel denkbar, in dessen Folge über die eigenen Interessen hinaus oder jenseits der Unmittelbarkeit eigener Interessen gehandelt werden könnte? Wäre das überhaupt ein Handeln ausschliesslich im Interesse Anderer, oder wäre ein Handeln über die eigenen Interessen hinaus letztlich auch im eigenen Interesse? (...)

Eine dritte Form des Unrechtsbewusstseins bezieht sich auf Handlungen, die ich ausgeübt habe, bzw. die eigene Gesellschaftliche Gruppe ausgeübt hat oder ausübt. Unrechtsbewusstsein steht hier für die Einsicht, dass die eigenen Handlungen oder die Handlungen von meinesgleichen ungerechtfertigt waren, und dass sie nicht sein und nicht wiederholt werden dürfen. Dieses Bewusstsein setzt individuelle und kollektive Selbstkritik voraus, Kritik an Taten der eigenen Kultur und an Prägungen, die jene an ihren Mitgliedern und damit auch an der eigenen Person vornimmt.»

nismus preis. Es dekonstruiere nicht nur die Kategorie Geschlecht, sondern auch jede Kritik, jede Wertsetzung, jede Positionierung und Position. Einige befürchten, die Auflösung der Ordnungskategorien könnte auch die Auflösung von Unrechtsbewusstsein zur Folge haben. Das Ziel der feministischen Bewegung, die Aufhebung von Unterdrückung, werde mitdemonstriert, werde zu einer antiquierten Utopie der aufklärerischen Moderne, und dieser Abschied von der Utopie mache handlungsunfähig. Die Frage ist meines Erachtens, was einem glaubwürdiger und wirkungsvoller erscheint: Herrschaftskritik oder Herrschaftsabsage. Ich bin mir da keineswegs sicher. Postmoderner Feminismus führt nicht zu Partei und Programm, nicht zu Gemeinschaften, nicht zu stabilen Gruppen, nicht zu Kontinuitäten. Aber zu neuen Bündnissen, wechselnden vielleicht, und das Auseinandergehen wird nicht zum Verhängnis, sondern zum neuen Versuch. Die Zusammenschlüsse ergeben sich nicht aus der «Identität» einer Gruppierung, sondern aus der Sache. Denken, dass wir verschieden sind, bedeutet, dass an alle Begegnungen neue Anforderungen gestellt sind. Es verlangt Offenheit, Respekt, Neugierde, die Fähigkeit zum Zuhören, Zweifel gegenüber jedem Urteil, das ein Vorurteil sein könnte. Denken der Differenz macht fremd, weil niemand sich mehr im und hinter dem an-

geblich Gleichen verstecken kann, niemand voraussetzen kann, die Anderen zu kennen. Es ist die ständige Position des Nicht-Vertrautseins, der Unberechenbarkeit, des Immer-Wieder-Neu-Anfangens, die Position von Neuankömmlingen. Denn wer Selbstverständliches in Frage stellt, muss fremd sein und fremd sein wollen, aussenstehend im Inneren, fragebedürftig und uneingebunden, störrisch gegenüber allen Vereinnahmungen – keine Position der Macht.

Dekonstruktion macht uns glaubwürdig

Feministisches Denken der Differenz bedeutet nicht, die Zeit der Absetzung sei nun vorbei, gegen die Kooperation mit Männern sei nun endlich nichts mehr einzuwenden. Denn diesem Kooperationsversuch wäre vorausgesetzt, dass auch Männer mit der Dekonstruktion von «Männlichkeit», einer androzentrischen und ethnozentrischen Identität, ernst machen, ernst machen mit der Absage an Herrschaft. Und sie hätten viel mehr und vermutlich noch viel folgenreicher zu dekonstruieren als die Frauen. Sie müssten sich von Privilegien verabschieden, kulturellen und persönlichen, Privilegien aus Beton – eine Infragestellung, die auf die Totale zielt. «Der Mann» muss sehen, dass er und sein Konstrukt in erster Linie ein Problem ist – für Andere. Und zu diesen Anderen gehören die Frauen. Selbst wenn die Dekonstruktionsversuche einseitig

blieben und ausgerechnet von denjenigen vorangetrieben würden – den Frauen –, die die patriarchale Realität zumindest nicht erfunden und nur mittelbar zu verantworten haben – auch dann müssten wir sie tun. Auch der einseitige Versuch würde zumindest unserer Glaubwürdigkeit dienen. Und was ihm folgen würde, wissen wir nicht.

Anmerkungen

¹ Hagemann-White, Carol / Rerrich, Maria S.: *FrauenMännerbilder*. Forum Frauenforschung Band 2, Bielefeld 1989

² Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991

³ Butler, Judith: *Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der «Postmoderne»*, in: Benhabib, Seyla / Butler, Judith et al.: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 1993

⁴ List, Elisabeth: *Die Präsenz des Anderen. Theorie und Geschlechterpolitik*, Frankfurt a. M. 1993

Dies ist die stark gekürzte Version eines Referates, das Christina Thürmer-Rohr in Bern gehalten hat.

Der Text erschien erstmals in der «Emanzipation» Nr. 10, Dezember 94.

* Christina Thürmer-Rohr, geb. 1936, Prof. Dr. phil und Dipl. psych., ist Vertreterin des Schwerpunktes feministischer Forschung im Studiengang Erziehungswissenschaften an der Technischen Universität Berlin. In ihrem neuen Buch, «Verlorene Narrenfreiheit», wirft sie der westlichen Industriegesellschaft und dem Feminismus Egozentrismus und Ausgrenzung «des Anderen» vor.



Foto: Nadja Athanasiou